Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Vierzehntägig erscheinende Beilage zum „Ostdeutschen Volksblatt", herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen

Nr. 22 | Lemberg, am 3. Nebelung | 1929

Umschau

Ernste Dinge, lächelnd besprochen von einem lateinischen Bauern.

Zur Zeit unserer Großväter brachte man die Ernte ein und besorgte dann geruhsam die Feldarbeiten, die der Herbst mit sich brachte. Sobald die Fröste einsetzten und wohl auch schon der Schnee die Fluren überrieselte, wurde es in den Scheuern lebendig, begann der Drusch. Flegel und kräftige Arme gehörten dazu. Je kälter es war, desto besser spritzten die Körnlein aus den Garben, desto muntrer klang der Flegeltakt. Frische Luft macht flinke Leute. Für innere Heizung war vorgesorgt; denn das rundliche Schwein hatte, kaum, daß der Winter kostenlos für Eiskühlung gesorgt, sein Leben lassen müssen. Das Sauerkraut war gut geraten, die Kartoffeln noch erdfrisch, das Mehl der neuen Ernte mußte erprobt werden. Wie ich von den alten Leuten habe erzählen hören, war das Dreschen eher ein Vergnügen als eine Arbeit. Es gab den ganzen Winter Beschäftigung und war mit seinem Rhythmus eine ausgezeichnete Körperübung.

Bei uns kamen dann die Handdreschmaschinen auf, mit Trommel und doppelter Kurbel. Das war etwas Neues und übte auch den Reiz des Neuen aus: jeder wartete schon ungeduldig, bis an ihn die Reihe zum Dreschen kam. Die Leistung stieg, aber immer noch war die Zeit des Winters genügend mit Arbeit ausgefüllt.

Hatte der Flegel mehr als tausend Jahre geherrscht — die Bezeichnung ist spätlateinischen Ursprungs: flagellum — so war der Handdreschmaschine kein langes Leben beschieden. Sie wurde bei uns durch die Göpeldreschmaschine verdrängt. Nun schien der Gipfel des Fortschritts erreicht. „Besser können wir's nicht mehr kriegen", war die allgemeine Meinung. Vielleicht hatten die Leute recht. Es ist ja nachher noch viel Fortschritt im landw. Maschinenwesen aufgekommen, aber so leicht zufrieden wie damals ist niemand mehr.

Der Göpel ist der Schrecken meiner Jugend. Ich ging ins Nachbardorf in die Schule und hatte es mit dem Heimkommen immer sehr eilig. Wenn mir aber unterwegs einfiel, daß daheim gedroschen werde und man mich zum Treiben anstellen könne, fuhr mir die Lahmheit in die Beine. Zu Hause versuchte ich manchmal unter Verzicht auf die Jause oder das Mittagessen zu entwischen, aber mein Vater kannte das schon und hatte ein wachsames Auge auf mich. Er sah freilich ein, daß das ewige Rundum mit großer Aufmerksamkeit auf gleichmäßigen Gang nichts für einen Jungen war, der für gewöhnlich zu traben pflegte, aber was half's? Wer essen wollte, mußte bei der Arbeit mithelfen, so gut er konnte. Wie man ein einzigesmal gezeigt hatte, daß man zu etwas geschickt und kräftig genug sei, war man schon verloren. Ich war sonst zu allem willig. Aber der Göpel: hol ihn der Henker!

Beim alten Drusch gab es natürlich keine Putzung und zu Anfang auch noch keine Windfegen, Putzmühlen, Trieure und selbstverständlich keinen blassen Schimmer einer Idee von den neueren Reinigungsvorrichtungen und -anlagen. Mit Rechen und Sieb wurde vorgereinigt, dann die Tenne blank gefegt und das Getreide mit der muldigen Holzschaufel geworfelt oder geworfelt. (So hieß es bei uns, anderswo wird man's anders benannt haben.) Das war so übel nicht und man sollte sich die Sache heute einmal unter dem Gesichtspunkte der Gewinnung schwersten Saatgutes anschauen.

Nun haben wir Maschinen, angetrieben von Benzin- und Elektromotoren und Dampflokomotiven, auch solchen, die mit eigener Kraft fahren, Maschinen, die alle Stücklein spielen. Die Amerikaner benützen sogar Mähdrescher, die zugleich mähen und dreschen.

Der Flegel ließ sich trotz allem nicht so rasch verdrängen. Man drosch noch lange mit ihm die Hülsenfrüchte, vor allem aber den Roggen, dessen Stroh zur Herstellung von Garbenbändern ausersehen war. Da und dort ergab sich auch günstige Absatzmöglichkeit für Langstroh oder wurden Schäubel für Strohdächter gebraucht. Nun hat man in neuerer Zeit versucht, Langstroh mittels der Breitreschmaschinen zu gewinnen. Es geht, aber das Stroh ist für Garbenbänder zu hart. Die Nachahmung des Flegeldrusches mit Maschine scheint keinen besondern Erfolg zu versprechen. Der Kasten macht ohrenbetäubenden Lärm, leistet aber wenig. Man hat jetzt Strohseilspinnmaschinen, die die Verarbeitung von Wirrstroh gestatten. Wie sich diese Garbenbänder bewähren, weiß ich nicht, weil ich darüber keine eigene Erfahrung habe und noch keinen Landwirt sprechen konnte, der sie hat. Da und dort verwendet man Juteseile mit Holzklötzchen. Spagat wird bei den Bindemähern und meist auch bei den Strohpressen verwendet.

Heute findet man in unsern Landen noch alles, was im Laufe der Zeit eingeführt wurde, im Nebeneinander vom Flegel bis zur neuesten Dreschmaschine. Die Meinung, daß man dort rückständig sei, wo menschliche und tierische Kraft beim Drusch noch die Hauptrolle spielen, entbehrt jeder Grundlage. Man muß den besonderen Fall ins Auge fassen und wird finden, daß sich manchmal auch das Alte wirtschaftlich rechtfertigen läßt.

Wer sein Getreide mit der großen Putzdreschmaschine in kurzer Zeit ausdrischt, braucht viel Schüttraum, zumal wenn es noch beträchtliche Feuchtigkeitsprozente enthält. Nicht alle Betriebe, genau genommen sehr wenige, sind von früher her darauf eingerichtet, die gesamte Körnerfechsung auf Lager zu nehmen. Das Getreide wird oft zu hoch geschüttet, es bleibt kein Raum zum Umstehen, die Vermengung verschiedener Arten ist häufig unvermeidlich. Um- und Neubauten zur Gewinnung von Schüttbodenraum kosten Geld. Solcher Aufwand fällt um so mehr ins Gewicht, als dieser Raum in den seltensten Fällen das ganze Jahr über wirtschaftlich ausgenützt werden kann. Viele helfen sich, indem sie das Getreide von der Dreschmaschine weg verkaufen oder ins Lagerhaus führen. Dazu kommt häufig Geldbedarf, eine gewisse Angst vor Preissenkungen und auch der Nachahmungstrieb. Kurz und gut: es ergibt sich auch in schlechten Erntejahren ein wildes, ungeregeltes und drängendes Ausgebot von Getreide, das preisdrückend wirkt. Wir wundern uns, daß die Preise in der Regel anziehen, sobald wir Korn und Hafer, Weizen und Gerste verkauft haben. Wie denn anders? Sobald das Angebot zurückgeht und die Nachfrage steigt, müssen sich die Preise bessern. Das vollzieht sich von selbst — ohne Händlerverschwörung und ohne geheimnisvolle Mächte im Dunkel.

Ob wir, die Zehntausende Inhaber landw. Betriebe je lernen werden, einheitlich vorzugehen? Wie groß mag der Schaden sein, den uns die Dreschmaschinen zufügen, indem sie uns das zeitweise Ueberangebot ermöglichen? Wäre vielleicht die Landflucht weniger heftig aufgetreten, wenn wir auch Winters über die Leute weiter beschäftigt hätten? Oder haben wir etwa zur Dreschmaschine unsre Zuflucht genommen, weil uns die Arbeiter verlassen haben? Zuerst wird's wohl so und dann so gewesen sein. Jedes Ding hat zwei Seiten; nur pflegt man immer zuerst und sofort die Lichtseite wahrzunehmen und spät erst, manchmal zu spät, die Schattenseite. Drum ist mir des Bauern Art die rechte: nicht immer mit beiden Füßen zugleich ins Neue hineinzuspringen, sondern erst prüfen und wägen. Hielten es die andern ebenso, wäre unser Wirtschaftsleben gesünder.

Landwirtschaft und Tierzucht

Pflege der Wiesen und Weiden im Herbst.

Von Dipl.-Landwirt R. Dannemann, Oldenburg.

Soll die Produktionskraft des Bodens erheblich gesteigert werden, so ist das in erster Linie bedingt durch die Erzeugung eines nährstoffreichen und sicher wirkenden Düngers, dessen Qualität direkt abhängig ist von der Verfütterung eines guten Heues. Gute Wiesen und Weiden sind daher schon immer eine wesentliche Stütze des Ackerbaues und eine noch bedeutendere Hilfe der Viehzucht gewesen. Der Reinertrag jedes landwirtschaftlichen Be-

triebes läßt sich durch die Verbilligung der Viehhaltung unbedingt erhöhen. Dies kann aber nur erreicht werden durch eine sachgemäße Wiesen- und Weidenbehandlung. Und so sollten von jedem Landwirt auch die Maßnahmen durchgeführt werden, die zur Verbesserung der Wiesen und Weiden beitragen.

Der ausschlaggebende Punkt für alle Grünländereien ist und bleibt die Regulierung der Wasserverhältnisse. Nicht nur, daß das Wasser ein wichtiger Nährstoff für die Pflanze ist, sondern alle chemischen Umsetzungen des Bodens und der Düngemittel sind stark von ihm abhängig. Ein zu feuchter Boden wird stets kalt und undurchlässig sein, was wiederum zur Folge hat, daß das Wachstum der Gräser auf solchen Ländereien sehr spät im Frühjahr einsetzen kann. Denken wir doch bloß an die Moorböden, die infolge ihres verhältnismäßig hohen Wassergehaltes erst spät im Frühjahr ergrünen. Kommt dann noch hinzu, daß das im Winter sich angesammelte Wasser wegen schlechter Vorflut nicht ablaufen kann, so wird in sehr kurzer Zeit ein saurer Humus entstehen, auf dem gute Gräser nicht gedeihen können. Auch hat die Anwendung künstlicher und natürlicher Düngemittel auf solchen Ländereien wenig Erfolg, da die schlechten Gräser und Binsen gar nicht in der Lage sind, diese Nährstoffe voll auszunützen. Kann wegen ungünstiger Gefällverhältnisse das überschüssige Wasser nicht fortgeleitet werden, so läßt sich durch Herstellung gewölbter Ackerbeete der Schaden bedeutend herabmindern. Im umgekehrten Falle kann bei zu trockenen Moorwiesen durch Aufbringen von Sand die wasserhaltende Kraft und die physikalische Beschaffenheit des Bodens sehr gefördert werden. Hierbei wird der grobe Sand bessere Dienste leisten als der feinere. Bei Hochmoor muß man etwas vorsichtig sein, indem die Schicht nicht dicker als 3 bis 5 Zentimeter wird, weil sonst die Zersetzung des Moores ungünstig beeinflußt wird.

Dort, wo Rieselwiesen vorhanden sind, kann gar nicht genug Wert gelegt werden auf eine gute Herbstberieselung. Diese ist bekanntlich wegen des höheren Nährstoffgehaltes viel wertvoller als die Frühjahrsberieselung. Hinzu kommt noch, daß das Wasser im Herbst im allgemeinen wärmer als die Luft ist und infolgedessen das Land vor Wärmeausstrahlung schützt.

Was die Bearbeitung der Wiesen und Weiden im Herbst anbelangt, so sei besonders auf die Verteilung der Kuhfladen und Maulwurfshügel hingewiesen. Wieviel Land geht in jedem Jahre allein durch die entstehenden Geilstellen verloren. Sehr gute Arbeit leistet hier die von der Bayerischen Eggenfabrik hergestellte Wiesenegge „Fella". Durch das Eggen wird gleichfalls das Moos entfernt und der Austausch der Gase zwischen Boden und Luft beschleunigt. Auf sehr lockeren Böden bedient man sich zweckmäßiger der Walze, wobei die Glattwalze, die mit mindestens 1000 Kilogramm Gewicht auf 1 Meter Arbeitsbreite drückt, der Ringelwalze unbedingt vorzuziehen ist.

Die Walze hat aber auch in anderer Hinsicht noch Vorteile, sei es im Kampf gegen Schachtelhalm oder gegen Mäuse, Ungeziefer und Larven (Tipula).

Was die Unkrautbekämpfung anbelangt, so haben wir in der Marsch am meisten mit den Schachtelhalmen zu kämpfen, wobei der giftige Sumpfschachtelhalm, auch Duwock genannt, am meisten gefürchtet ist. Durch vieles Walzen, Kurzhalten der Weide und starke Stickstoffdüngung läßt sich dieses lästige Unkraut am besten bekämpfen.

Das, was der Schachtelhalm für bessere Böden ist, ist die Binse für leichtere Böden. Zum Glück hat sich die Binse in diesem trockenen Jahre nicht stark ausbreiten können. Ein Abmähen bei trockenem Wetter hat wenig Zweck — im Gegenteil, dadurch wird meistens nur eine künstliche Vermehrung hervorgerufen. Besser ist schon, dieselben bei nasser Witterung oder, was noch vorteilhafter ist, vor Eintritt des Frostes zu mähen. Eine gleichzeitige Kalkung des Bodens wird in den meisten Fällen angebracht sein.

Schlimmer noch als die obengenannten Unkräuter sind die Samenunkräuter, wie Klappertopf (Doowkruud), Bärenklau (Baarenkla) und Kälberkopf (Schierling). Wiesen, die stark mit diesen Pflanzen besetzt sind, läßt man am besten einige Jahre als Weide liegen. Soll eine Fläche im Frühjahr mit Gras neu gesät werden, so ist es ratsam, das Land noch vor dem Winter tief umzupflügen, damit der Boden richtig durchfrieren kann.

Nun noch einige Worte über die Düngung.

Während die Stickstoffdüngemittel im allgemeinen im Frühjahr zur Anwendung gelangen, wird man die phosphorhaltigen und kalihaltigen unbedenklich im Herbst bezw. Winter geben, vorausgesetzt, daß das Land im Winter nicht unter Wasser steht. Auf schweren kalkhaltigen Böden wird das Superphosphat und auf den kalkarmen Böden Thomasmehl anzuwenden sein. Handelt es sich um Moorböden, die stets über einen Vorrat an Humussäuren verfügen, so kann man nach den bisherigen Erfahrungen statt des Thomasmehles das billigere aber schwerlöslichere Rohphosphat nehmen. Die Frage, ob Thomasmehl oder Rohphosphat auf anderen Böden zur Anwendung gelangen kann, läßt sich nur durch eine Bodenuntersuchung auf Kalk beantworten.

Der Kalkstickstoff ist ebenfalls im Herbst auszustreuen.

Aber alles Streuen von künstlichen Düngemitteln nützt nichts, wenn nicht die nötige Bodengare vorhanden ist. Erst durch die Tätigkeit der Bakterien ist es überhaupt möglich, daß sämtliche Nährstoffe aufgeschlossen werden können. Daher kann dem Kompost keine hoch genug zu bewertende Bedeutung beigelegt werden. Besonders im letzten Jahre war die Bodengare durch den strengen anhaltenden Winter in vielen Fällen zerstört worden. Dies zeigt sich durch das mangelhafte Wachstum der Gräser und durch das Ueberhandnehmen des Klees. Ein Ueberhandnehmen des Weißklees ist immer ein Zeichen einer herabsinkenden Bodengare, wenn nicht sogar auch eine Nährstoffmangelerscheinung.

Dieser schwindenden Bodengare muß beizeiten entgegengetreten werden. Alles Düngen mit künstlichen Düngemitteln wird bei solchen Fällen zwecklos sein. Hier hilft nur ein Mittel, und das ist die Zuführung von Kompost oder sonstigen humushaltigen Stoffen. Besonders hingewiesen ist daher auf das Befahren der kränkelnden Wiesen und Weiden mit dem im Herbst so reichlich zur Verfügung stehenden Kartoffelkraut. Während man das Kartoffelkraut wegen der Krankheitsübertragung nicht gern auf Ackerland oder als Beimischung zum Stallmist gibt, so kann es bei Wiesen und Weiden mit großem Erfolg verwendet werden. Besonders dankbar sind neuangesäte Grasländereien und solche Flächen, die längere Zeit keinen Kompost oder Stallmist erhalten haben.

Würden wir im allgemeinen unseren Wiesen und Weiden nur einen Teil der Aufmerksamkeit und der Arbeit schenken, die wir seit Jahrzehnten schon unserem Ackerlande haben zuteil werden lassen, dann wäre es zweifellos um unsere Grünlandflächen besser bestellt, und dann wird uns das Grünland auch das sein, was es soll: nämlich eine wesentliche Stütze der Viehzucht und des Ackerbaues.

Roggenbau.

Vortrag des Herrn von Lochow-Petkus.

Am Mittwoch, dem 21. August, hielt Herr v. Lochow-Petkus im großen Saal des Ev. Vereinshauses einen Vortrag über Roggenbau. Veranstalter war der Ausschuß für Acker- und Wiesenbau der Westpolnischen Landwirtschaftlichen Gesellschaft. Um einem möglichst großen Kreise von Landwirten Gelegenheit zu geben, von einem anerkannt besten Fachmann auf dem Gebiete des Roggenbaues einen Vortrag zu hören, hat der veranstaltende Ausschuß alle Mitglieder der WLG. eingeladen. Daß dieser Einladung gern Folge geleistet wurde, bestätigte die gut besuchte Versammlung.

In seinen Ausführungen erläuterte Herr v. Lochow kurz die Entwicklung der Saatzuchtwirtschaft Petkus. Um das Jahr 1884 begann der Vater des Vortragenden mit der mühevollen Arbeit der Roggenzucht. Seiner Zuchtmethode legte er die der Schafzucht zugrunde. Genau so wie von den einzelnen Schafen die Wolle nach Güte untersucht und auf die Menge geprüft wird, so prüfte Herr F. von Lochow seine Roggenpflanzen und züchtete aus ihnen. Im 2. Teil seiner Ausführungen ging Herr von Lochow auf die technische Seite des Roggenbaues ein. An Hand von Lichtbildern wurde den Versammelten gezeigt, welchen Einfluß ungünstig wirkende Maßnahmen auf den Roggenbau ausüben. Aus einer Tafel ersehen wir z. B., daß im Jahre 1928 Roggen in der Milchreife geerntet 5 Doppelzentner weniger pro Hektar gab als dieselbe Sorte, die in der Gelbreife gemäht wurde. Die in den letzten Jahren immer mehr zunehmende Fusariumerkrankung des Roggens bewirkte, daß im Durchschnitt 12 Prozent des angebauten Roggens auswinterten. Durch Beizung des Roggens ist dieser Schaden zu vermeiden. Roggen, der im Petkuser Boden bei der Saat etwa 1 Zoll tief zu liegen kommt, hat dort den besten Aufgang gezeigt, welcher der Zahl 100 gleich sein soll. Bei ½ Zoll tiefer Einbringung beträgt die Zahl 96, bei 2 Zoll 84. Gut gelockerter Boden, wobei die Ackerkrume nicht vergraben werden darf (Klausing-Pflug) und abgelagerter Boden sind Faktoren, welche den Ernteertrag sichern. Der Roggen braucht bis zu seiner Entwicklung 450 Millimeter Regen. Also ist dies bei der Behandlung des Bodens zu beachten. Beim Roggen spielt bei der Bestellung die Wasserfrage, bei der Ernte die Trockenheit eine bedeutende Rolle. An einem Lichtbilde wurde anschaulich gezeigt, daß Wasserkulturen, sobald die Wasserfläche mit einer Oelschicht bedeckt ist, eingehen. Also ohne Luft kein

Leben. Dies trifft auch für die Roggenpflanzen zu, wenn der Boden verkrustet ist und Luft zu den Wurzeln nicht hinzukommen kann. Durch Hacken konnte in niederschlagsreichen Jahren ein Mehrertrag von 2,7 D.-Z. pro Hektar erreicht werden. Das war im Jahre 1923 in Petkus der Fall. Bei günstigem Kalkgehalt des Bodens haben ebenfalls in Petkus nach der Kalkung manche Schläge bis 100 Prozent Mehrertrag ergeben. Dauer- und Düngungsversuche ermöglichen bei richtiger Auswertung eine starke Herabsetzung des Düngerkontos. Recht anschaulich erklärte Herr von Lochow, worauf man bei der Bestimmung der Aussaatmenge zu achten hat. In Großvaters Zeiten war die 100-pfündige Aussaatmenge berechtigt, ist aber der Boden drainiert, gut bearbeitet, gut gedüngt, unkrautfrei, in einem guten Kulturzustand und eben in seiner Lage, zudem die Saat gut durchgezüchtet, frei von fremden Beimengungen, gebeizt und wird sie in den Boden gedrillt anstatt breitgesät, so kann die ursprüngliche Aussaatmenge von Fall zu Fall um 10 Prozent verringert werden, bis schließlich das absolut Nötige übrig bleibt. 3½ Pfund Saatgut genügen ja im Petkuser Zuchtgarten, wenn das Saatgut mit der Hand gelegt wird; 38 Pfund ist die normale Aussaatstärke in Petkus. Den Versuchen in Petkus entsprechend, haben sich dort die kalkhaltigen Stickstoffdüngemittel besser bewährt als die sauren. Auch empfahl Herr von Lochow, zeitig im Herbst und im Frühjahr die stickstoffhaltigen Düngemittel anzuwenden.

Das sind einige Lehren, die der Landwirt aus den ausgezeichneten Ausführungen des Redners entnehmen konnte. Der stürmische Beifall bewies, daß die Worte des Vortragenden hier auf fruchtbaren Boden gefallen und seine Lehren dankbar aufgenommen worden sind.

Anschließend an den Vortrag wurde der Petkuser Saatzuchtfilm abgerollt. Der erste Teil des Filmes zeigte, wie vor etwa 50 Jahren in Petkus mit der Zuchtarbeit begonnen wurde und wie damals der Petkuser Roggen aussah. Die Aehren des Roggens waren lang, herabhängend, zur Spindel waren die Körner spitzwinkelig gestellt, so daß der Aehrensatz ein undichter war und der Ertrag ein geringer. Das Korn war klein und gelb in der Farbe. Unermüdlich hat der Züchter, Herr Ferdinand von Lochow, seine Auslese betrieben, bis er die an den Roggen gestellten Anforderungen erreichte. Sein Zuchtprodukt ist gänzlich abweichend von der Ursprungssorte. Der neue Roggen entsprach im wesentlichen den Eigenschaften des heutigen Petkuser Roggens. Kennzeichnend sind seine aufrechtstehende Aehre an einem kräftigen, drahtigen Halm, die Aehre dicht besetzt, wobei das Korn in einem Winkel von beinahe 45 Grad zur Spindel steht. Die Farbe des gezüchteten Kornes ist dunkelgrün, was auf seinen höheren Eiweißgehalt hindeutet und wodurch die Backfähigkeit des Mehles um vieles verbessert wurde. In bezug auf Backfähigkeit steht heute der Petkuser Roggen an erster Stelle. Im zweiten Teil des Filmes sahen wir, wie Petkus heute als große Saatzuchtwirtschaft aussieht. Ein großer Stab von Arbeiterinnen wird unter Kontrolle von Beamten mit der Massenauslese des Roggens beschäftigt. Mit der größten Sorgfalt werden die geeigneten Stauden vom Felde auserlesen, nach ihren Eigenschaften geprüft, und nur das Geeignete wird zur Zucht benutzt. Der Petkuser Roggen ich die heute in Europa am allerstärksten verbreiteste Roggensorte. Und um den guten Ruf zu erhalten und im Wettkampf mit den anderen zu bestehen, werden an sie die größten Ansprüche gestellt.

Etwas von der Düngerstätte.

Der Landwirt, der allein auf seinen Stalldünger angewiesen ist, muß darauf bedacht sein, wie er mit diesem seine Ländereien ertragsfähig macht. Daß reichlicher und guter Dünger die Hauptsache beim Ackerbau ist, weiß jeder Landmann; und dennoch vernachlässigen oft viele den Dünger, der auf ihren Höfen erzeugt wird, so daß sie ihn durch ihre eigene Schuld sowohl an seiner Quantität, als auch an seiner Qualität bedeutend schädigen und nicht den Nutzen davon haben, den sie haben könnten und bei ordentlicher Behandlung haben würden. Zwar ist von den landwirtschaftlichen Vereinen schon vielfach versucht worden, Belehrungen über Düngerstätten und deren Behandlung zu verbreiten, aber dennoch nimmt man an vielen Orten eine Vernachlässigung dieses Gegenstandes wahr, indem auf das Zusammenhalten der vorhandenen Dungmittel noch auf ihre Aufbewahrung die gehörige Aufmerksamkeit verwendet wird. Um dieser Vernachlässigung des Düngers entgegenzuwirken, kann nicht oft genug auf die Notwendigkeit zweckmäßig eingerichteter Düngerstätten aufmerksam gemacht werden.

Der Hauptfehler der Düngerstätten ist der, daß sie oft planlos ohne Berücksichtigung der Verhältnisse auf dem Hofe angelegt sind. Häufig findet man auf einem Hofe mehrere zerstreut liegen. Diese dienen dann gewöhnlich dem dort vorkommenden Wasser als Sammelplatz und erschweren durch ihre zerstreute Lage sowohl sorgfältigste Ansammlung als auch das Aufladen und die Abfuhr des Düngers. An Anlegung von Jauchebehältern wird oft gar nicht gedacht, vielmehr wird der Jauche freier Abfluß in die Wege und Gewässer gestattet, und dieser Uebelstand hat der Polizei schon oft Veranlassung gegeben, einzuschreiten.

Der Düngerstätte ist eine solche Lage zu geben, daß die Hinschaffung des Düngers aus allen Ställen und zugleich seine Abfuhr möglichst leicht geschehen kann. Ferner ist aber auch darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie nicht durch tiefe Lage die Ansammlung von Feuchtigkeit befördert und daß nicht durch zu hohe Lage die Aufnahme der Jauche aus den Ställen verhindert und der Dünger zu sehr dem Austrocknen ausgesetzt wird. Kann die Anlage so erfolgen, daß die Jauche aus den Ställen der höchstgelegenen Stelle der Dunggrube zufließt, den bereits vorhandenen Mist durchdringt, und so zum Jauchebehälter gelangt, so ist das besonders vorteilhaft. Unter allen Umständen ist es zu vermeiden, die Düngerstätten an einer Stelle anzulegen, die quelligen Untergrund hat, aus dem dann natürlich dem Dünger Wasser zugeführt wird. Daher müssen der Boden und die Seitenwände wasserdicht sein, damit nicht die Mistjauche verloren geht und und statt ihrer Wasser von außerhalb zugeführt wird. Um dies zu erreichen, ist der Grund der Düngerstätten, sofern er nicht an sich undurchlässig ist oder aus Felsen besteht, mit einer dichten Tondecke und darüber Steinpflaster zu versehen, oder was wohl noch besser jedoch kostspieliger sein wird mit Zement auszukleben. Die Düngerstätte muß ferner auch die erforderliche Größe haben, um allen Dünger und alle Abfälle aus der Wirtschaft aufzunehmen. Bei größeren Betrieben ist es ratsam, daß die Düngerstätte aus zwei Abteilungen bestehe, denn sonst werden wohl oft die letzten, also fraschen Lagen abgefahren, die älteren aber durch zu langes Liegen einer allzu starken Gärung ausgesetzt.

Die Düngerstätte muß einen muldenförmigen Boden haben, damit die Jauche nicht aus ihr abfließen kann, sich vielmehr an der tiefsten Stelle ansammelt, von wo aus sie durch eine verdeckte Rinne zum Jauchebehälter gelangt. Letzterer kann bei kleinem Betriebe schon aus einem eingesenkten Faß bestehen. Zweckmäßiger ist jedoch eine ausgemauerte Grube, die mit starken Brettern zu bedecken, überhaupt gegen Regenwasser gut zu schützen ist, denn wenn nur irgend möglich, ist alles Quell- und Regenwasser von allen Düngerstätten fernzuhalten. Das aus der Luft auf die Düngerstätte niederfallende Schnee- und Regenwasser ist jedoch von geringerer Bedeutung und deshalb weniger nachteilig. Wird es aber ebenfalls durch Ueberdachung von der Düngerstätte abgehalten, so ist das für die Konservierung und Güte des Düngers sehr zu empfehlen. Durch Ueberdachung wird der Zutritt der Luft verhindert, und der Dünger kann nicht so leicht austrocknen; denn die Austrocknung ist ebenso, wie zu große Feuchtigkeit, von Nachteil.

Hat man die Düngerstätte auf diese Weise hergestellt, so ist damit die Hauptsache geschehen, um den Dünger nutzbar zu machen und zu erhalten. Dennoch aber darf eine weitere aufmerksame Behandlung des Düngers nicht fehlen, und diese gebietet uns zunächst, alle vorhandenen Düngemittel sorgsam zusammenzuhalten, damit nichts davon dem Acker entgehe. Wird überall in den Ställen und auf dem Hofe auf Reinlichkeit gehalten und aller Unrat auf den Düngerhaufen gebracht und zwischen den Stallmist ausgebreitet, so wird der Düngerhaufen rasch anwachsen und es werden viele Bestandteile dem Dünger zugute kommen, die sonst nur den Schmutz des Hofes vermehren.

Gemüse-, Obst- u. Gartenbau

Die Bedeutung der Nährstoffe für die Obstbäume.

Zur Erzielung guter Obsternten und zur Gesunderhaltung der Obstbäume ist neben einer guten Pflege eine richtige Düngung erforderlich. Dadurch sollen den Obstbäumen sämtliche notwendigen Nährstoffe zugeführt werden. Bei der Nährstoffzufuhr handelt es sich in der Hauptsache um die 4 Kernnährstoffe Kalk, Stickstoff, Kali und Phosphorsäure. Herrscht an einem dieser Nährstoffe Mangel, so können die anderen, in höheren Mengen gegebenen nicht vollkommen ausgenutzt werden.

Vielfach wird im Obstbau noch zu einseitig gedüngt und infolgedessen keine nennenswerte Ertragssteigerung erzielt. So

wird durch eine alleinige Düngung mit Jauche den Obstbäumen in der Hauptsache Stickstoff und Kali zugeführt, und diese einseitige Düngung kann insofern von Nachteil werden, als infolge des Mangels an anderen Nährstoffen oft Krankheiten, wie Krebs, Gummifluß, Spitzendürre auftreten, ja die Bäume sogar unfruchtbar werden können.

Ein oft zu wenig berücksichtigter Nährstoff ist der **Kalk**. Er trägt wesentlich zur Gesunderhaltung der Bäume bei. So werden die Obstbäume dort, wo genügend Kalk vorhanden ist, kaum an Krebs erkranken. Durch Kalk wird außerdem die Zuckerbildung in den Früchten gefördert, so daß diese sich durch einen höheren Zuckergehalt und besseren Geschmack auszeichnen.

Neben diesen Wirkungen sind die bodenverbessernden Eigenschaften des Kalkes von großer Bedeutung. Er bindet die schädlichen Säuren des Bodens, macht den Boden locker, so daß genügend Luft eindringen kann und dadurch einmal das Bakterienleben gefördert wird, andererseits die Umsetzungen im Boden rascher vor sich gehen. Von Natur aus kalkreiche Böden bedürfen einer Düngung weniger als kalkarme. Auf allen Böden aber muß für einen Ersatz des Kalks in genügender Menge gesorgt werden, da er zum Teil von den Bäumen aufgenommen, zum Teil ausgewaschen wird.

Stickstoff fördert im starken Maße das Wachstum aller Baumteile. Größere Mengen verzögern die Reife, so daß z. B. bei Apfelbäumen das Holz nicht genügend ausreifen kann. Es ist deshalb Witterungseinflüssen stärker ausgesetzt und kann leicht Frostbeschädigungen erleiden. Durch zu große Stickstoffmengen bekommen die Früchte ein lockeres Fleisch, faulen leicht und halten sich auf dem Lager nicht. Diese nachteiligen Wirkungen zu hoher Stickstoffgaben treten hauptsächlich bei einseitiger Düngung auf. Deshalb sind besonders einseitig hohe Stickstoffgaben zu vermeiden.

Der Bedarf an **Kali** ist, abgesehen von den Kirschen, bei den Obstbäumen groß. Das Kali verleiht den Bäumen eine gewisse Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten, so daß die Obstbäume bei Vorhandensein von genügenden Mengen Kali gesund bleiben. Die Haltbarkeit der Früchte bei der Einlagerung wird durch Kali erhöht.

Die **Phosphorsäure** ist zur Ausbildung der Blüten und Samen nötig, fördert also die Fruchtbarkeit der Bäume. Da diese bei älteren Bäumen gewöhnlich nachläßt, ist bei ihnen besonders eine kräftige Düngung mit Phosphorsäure angebracht. Während Stickstoff reifeverzögernd wirkt, begünstigt Phosphorsäure die Reife.

Da jeder Nährstoff also bei dem Wachstum bestimmte Aufgaben zu erfüllen hat, kann man den besten Erfolg durch eine Düngung nur dann erreichen, wenn man die Obstbäume mit **allen Nährstoffen** in ausreichendem Maße versorgt.

Dr. Döffinger.

Genossenschaftswesen

Vom Geld in der Genossenschaft.

Verhängnis und Wohltat sind als Möglichkeiten in dem Geld vorhanden. Es kann den harten Geiz, den leeren Stolz, die kalte Hartherzigkeit, die Kaste und Klasse als schädliche und zerstörende gesellschaftliche Erscheinungen züchten, es kann aber auch bei innerer Freiheit Segen stiften, Hoffnungen wecken, Existenzen gründen helfen, Not verhüten und Glück begründen. Das alles hängt von unserer Einstellung und unserem Charakter ab, und zwar nach einer doppelten Richtung: einmal im Hinblick auf die persönliche Verwendung, des allgemeinen unmittelbaren Gebrauches und Verbrauches, dann aber auch in Rücksicht auf die Hinwendung, des unmittelbaren Wirksamwerdenlassens auch für den anderen, den Nachbarn, den Mitmenschen in der Genossenschaft als Spargeld. Denn es ist ja nicht nur so, daß der Spareinlager Zinsen für sein Geld erhält, sondern auch der Darlehensnehmer bei produktiver Verwendung selbst Nutzen und Segen daraus ziehen kann.

Und darauf kommt es an, daß man sich dieser Tatsache auf beiden Seiten bewußt wird, der Tatsache des Austausches beiderseitiger Wohltaten. Denn das Zinszahlen ist nur möglich, wenn eine gewinnbringende Anlage möglich ist, wenn Nachfrage und Bedarf vorhanden ist. Der Bedarf bezw. der bedürfende Mensch kann aber nur dann befriedigt werden und ihm nur dann Hilfe zuteil werden, wenn der Sparer sein Geld nicht zu Haus liegen läßt oder zu anderen Stellen trägt, statt zu seiner Genossenschaft.

Dies Geben und Nehmen, dieses Austeilen und Spenden des Guten nach beiden Seiten ist der Genossenschaft nur möglich, wenn alle Dorfbewohner zu ihr stehen in Gemeinsinn und Hilfsbereitschaft. Dann kann die Genossenschaft erst ihre hohe Mission erfüllen, dem einen danken und dem andern helfen. So sehen wir, daß das Sparen und das Hintragen des Geldes zur Genossenschaft schon vom Wirtschaftlichen her, im gewissen Sinne eine Pflicht ist. Das Austauschen dieser materiellen Dinge soll uns aber auch eindringlich sagen, daß es auch im Interesse der Dorfgemeinschaft ein schöner Gedanke und eine gute Tat ist, wenn wir durch unsere Spargelder, die wir zum Rechner tragen, unserem Nachbar helfen, der sich vielleicht in großer Not befindet. Ueberall wo Not und Bedrüfnis ist, und wo es sich um ehrbare Menschen handelt, dorthin geht in einer recht geführten Genossenschaft unser Geld als Helfer. Es soll im eigentlichen unser Stellvertreter sein und für uns dort, wo wir nicht weiter in persona erscheinen können, im gewissen Sinne sachlich eintreten, ohne daß unser Name genannt wird und wir uns persönlich zeigen und in Erscheinung treten müssen. Und dennoch helfen wir persönlich, wir brauchen lediglich unsere Visitenkarte nicht persönlich vorzuzeigen.

Dies müssen wir allerdings wissen, daß der Rechner ein ehrlicher Mensch ist, daß die Verwaltung nach Wissen und Gewissen nur strebsamen und ehrbaren Männern und Frauen das Geld zu treuen Händen gibt, auf daß es ihnen nütze und fromme. Und vielleicht ist es dabei auch der Fall, daß unser Geld zu jemanden gelangt, der uns schon einmal geärgert, über uns geredet hat, und uns böse ist. Sollte er da nicht alle Feindschaft verbrennen und gut sein, wenn er weiß, daß er Wohltaten von Menschen erhält, denen er übel gesinnt ist und die ihm trotzdem gut sind, ihr Geld helfend zu ihm gehen zu lassen. Still und unbemerkt, gar nicht so sehr sichtbar, wandert so das Geld durch die Genossenschaft segenbringend allen, ob Freund oder Feind.

Vielfach, ohne es zu wissen, helfen und stützen wir, tun wir Gutes. Wollen wir nicht diesem beinahe unsichtbaren Geschehen, wo tatsächlich nicht unsere Linke weiß, was die Rechte tut, auch in unserem sonstigen Zusammenleben Rechnung tragen, wieder Freunde, wieder guter Nachbar werden und Gemeinschaft wachsen lassen? Wollen wir nicht angesichts dieser gegenseitigen stillen Hilfe unsere Feindschaften aufgeben und wieder Freundschaften aufleben lassen, einig als Menschen werden, die sich grüßen und anreden und sich auch mit Wort und Gruß wieder Gutes wünschen?

Die Kraft zu dieser Folgerung aus unserer genossenschaftlichen Verbundenheit und tatsächlichen materiellen gegenseitigen Hilfe durch die Tatsache des Mitgliedseins in der Genossenschaft müssen wir aufbringen, sonst sind wir nur Menschen, die über das reine wirtschaftliche Zweckdenken nicht hinauswachsen, die innerlich versteinern und nicht als ganze Menschen und ganze Männer zueinander finden, erst recht nicht als Christen.

So sollen wir den Sinn des Geldes in der Genossenschaft erfassen, so das Geld verstehen lernen, nicht nur als das Blut im Wirtschaftskörper des Dorfes, sondern auch als Bindekraft dafür, daß Einheit und Friede unter uns werde, in der Genossenschaft, im Dorf.

Das Geld in der Genossenschaft: dem einen dankt es, dem andern hilft es. Und doch, Dank und Hilfe, beides kann und soll beiden gemeinsam sein. Die Genossenschaft ist Mitte: Quelle der Gemeinschaft und des Segens. Das Geld in der Genossenschaft: Symbol des stellvertretenden, unsichtbaren Wohltuns.



Hoch das Prinzip — auch bei Ueberschwemmung

„Herr, wie kommen Sie dazu, über meinen Rasen zu rudern?“

(Humorist.)